Eritis sicut Deus.

Von † Hermann Fiſcher.

Robert Schärtel, Doktor und Dozent der Philoſophie an einer ſüddeutſchen Univerſität, hat die ebenſo ſchöne wie geiſtig regſame und bildungsbedürftige Eliſabeth, eine Waiſe, kennen gelernt und geheiratet. Er gehört mit einem Kreis von Freunden, die ſich gern bei ihm verſammeln, der zur Zeit neueſten Weltanſchauung, dem Junghegeltum, an. Seine Frau hat ein entſchiedenes Bedürfnis poſitiver Religioſität. Da aber Robert das Weib der modernen Forſchung nicht gewachſen glaubt und Eliſabeth von einem engen Buchſtabenglauben entfernt iſt, ſo ergeben ſich zunächſt keine Konflikte. Dieſe kommen durch eine frühere römiſche Bekanntſchaft Roberts, den jugendlich ſchönen, feurigen und geiſtreichen Maler Bertram, der ſich längere Zeit an der Univerſität aufhält und ſich ſpäter, wenn auch nicht für jedermann, als ein Freiherr Otto von Schuſſen entpuppt. Es kommt ein befreundetes zweites Ehepaar hinzu, der „Literat“ und ſeine Frau Anna, früher berühmte Opernſängerin, gefeiert namentlich in Hoſenrollen und ganz beſonders als Romeo in Bellinis Montecchi und Capuleti. Es werden kleine muſikaliſche und ſzeniſche Improviſationen veranſtaltet, unter anderem eine der ebengenannten Opern auf dem benachbarten Schloß eines Fürſten, in dem leicht der Lichtenſtein des Grafen Wilhelm zu erkennen iſt. Es entwickelt ſich eine leidenſchaftliche Neigung Bertrams zu Eliſabeth, die zunächſt einſeitig und dieſer ſelbſt unbekannt bleibt.

In einem zweiten Bande neue Verwicklungen. Ein Freund Roberts, der Profeſſor Fiſchmann, iſt mit ſeiner Frau, einer braven, aber unbedeutenden Schweizerin, aus ſeiner früheren Stellung in Bern her gekommen. Er fällt in die Netze einer durch Schönheit und Geiſt, aber auch durch rückſichtsloſen Materialismus und Egoismus ausgezeichneten Dame mit Namen Madelaine; ſeine Frau ſchickt er in die Schweiz heim, ein Verſuch Roberts, beide wieder zuſammenzubringen, ſchlägt fehl. Eine ſzeniſche Aufführung der Geſchichte mit dem Eriſapfel wird benutzt, Eliſabeth weiter irre zu machen. Bertrams Leidenſchaft wird ungeſtüm und ergreift Eliſabeth ſelbſt; eine Entführung und mehr wird eben noch verhindert, aber das Kind Roberts, das geboren wird und ein neues Band der ſtark gelockerten Ehe bilden ſollte, hat gleich dem in Goethes Wahlverwandſchaften

die Augen Bertrams. Robert, zum Profeſſor ernannt, verſcherzt ſeine Stelle wieder durch ſeine zum Haß gegen Andersgeſinnte aufforderndе Inauguralrede; eine Intrigue Madelaines bei ihrem Oheim, dem Präſidenten, hilft dazu, daß Robert ſeiner Stelle enthoben und zum Profeſſor der alten Sprachen in Lederburg ernannt wird.

Dort treffen wir das Paar im dritten Bande. Der Riß zwiſchen beiden hat ſich unheilbar erweitert. Robert iſt in blind-wütende Eiferſucht verfallen, die mit entgegengeſetzter Stimmung jäh wechſelt; Eliſabeth erdrückt nichtwollend ihr Kind in tiefem, ohnmachtartigem Schlaf. Es kommen ſtürmiſche Zeiten: der Deutſchkatholizismus, der Brotkrawall von 1847, das Jahr 1848. Robert gerät in bedenkliche Nähe einer demokratiſch-anarchiſtiſch-atheiſtiſchen Rabuliſtenfamilie[1]), in der nicht bloß mit Freiheitstheorien niedrigſter Sorte, ſondern auch mit der Praxis des Giftmords gearbeitet wird. Eliſabeth, die in dumpfe Melancholie, in vollen Nihilismus verſunken iſt, bringt ihrem Manne Gift bei, das ihn aber nicht tötet. Sie ſoll in das Haus eines freundlichen Seelenarztes gebracht werden, und Robert will eine freche Verwandte, Sannchen mit Namen, heiraten, die aus einem naſeweiſen Backfiſch eine ganz böſe Kanaille geworden iſt. Durch die einfach-gläubige Predigt eines benachbarten Landpfarrers von ihrem Stumpfſinn geheilt, ſtirbt Eliſabeth vor der Zeit eines ſeligen Todes. Robert aber, der ſeine zweite Stelle auch niedergelegt hat, um dem freien Schriftſtellerberufe zu leben, kriecht de- und wehmütig zum Kreuze.

So das Buch, das unterm Jahr 1854 mit dem Titel „Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman" beim Rauhen Haus in Hamburg erſchienen iſt und die Gemüter bewegt hat. Es iſt heute vergeſſen. Von einigem abgeſehen, was ſpäter zu nennen ſein wird, findet man das Nötige darüber in der Berner Diſſertation von Artur Wenke „Junghegeltum und Pietismus in Schwaben" 1907. Obwohl ich einiges Neue zu geben und der Grundfrage des Buches, der pſychologiſchen, näherzutreten haben werde, wäre ich kaum dazu gekommen, davon zu reden, wenn nicht eine Leipziger Diſſertation von Paul Dobbriner 1913, „Eritis sicut Deus, ein Beitrag zur Geſchichte des religiöſen Romans", es unternommen hätte, die Sache auf den Kopf zu ſtellen. Auf dieſe ohne jede lokale Kenntnis gemachte Arbeit darf die ſchwäbiſche Forſchung nicht ſchweigen. Leider wird es immer ſchwerer, den perſönlichen und lokalen Beziehungen des Romans auf die Spur zu kommen. Wenn doch

1) Von dieſen Karikaturen ſoll weiterhin nicht die Rede ſein.

Wilhelm Lang noch lebte! Ich habe mir redliche Mühe gegeben und bin von verſchiedenen Seiten ſehr freundlich unterſtützt worden, von niemand mehr als von Albert Zeller, dem unermüdlich gefälligen Hüter von Eduard Zellers Nachlaß; andere Beihilfe werde ich weiterhin zu nennen haben. Was ich habe, gebe ich.

Der Roman iſt im November 1853 erſchienen, er hat 1855 eine zweite Auflage erlebt, die aber der erſten ſo gut wie gleich iſt[2]). Eine iriſche Dame ſoll ihn ins Engliſche überſetzt haben; ich habe darüber nichts Sicheres finden können[3]). Er hat ein Aufſehen gemacht wie wenig andere. Warum und wodurch? Nicht durch ſeinen künſtleriſchen Wert. Der iſt ungleich, im ganzen recht gering. Auch nicht durch intereſſanten, ſpannenden, neuen Inhalt. So ziemlich alle Motive ſind ſchon einmal dageweſen, abgegriffen, und die großen, grellen am meiſten. Es waren zwei objektive Momente, die dem Roman ein Publikum verſchafften: die religiöſe Tendenz und die alsbald vermuteten Beziehungen auf gewiſſe wohlbekannte Perſonen; dazu das ſubjektive der Anonymität[4]).

Im Verlag des Rauhen Hauſes konnte nur ein Werk ſtreng kirchlicher, pietiſtiſcher Obſervanz erſchienen ſein. Das iſt nun bei unſerem Roman nicht von vornherein klar. Nach dem Schluß des erſten Bandes hat es das Ausſehen, als ob die religiöſen Differenzen zwiſchen Mann und Frau wie in neunzig Prozent anderer Fälle ohne Einwirkung auf den Ehefrieden bleiben ſollten, zumal da Robert ſeiner Frau volle Freiheit läßt und das religiöſe Bedürfnis des Weibes als ein von Natur gegebenes anerkennt. Auch im zweiten Bande ſind es weit mehr andere Verwicklungen, die auf einen üblen Schluß hinweiſen; daß Robert ſeinem Freimut und unverhohlenen Pfaffenhaß zum Opfer fällt, ſollte eine Frau vom bisherigen Gepräge der ſeinigen nicht irre machen. Immerhin: das negative Element tritt weſentlich hervor und iſt, wenn richtig ausgeführt, durchaus anzuerkennnen: den Schutz, den eine Frau gegen die Anfechtungen von außen,

---

2) Der erſte und dritte Band ſind gleich; im zweiten findet ſich S. 125 f. weniges geändert, ſtatt S. 139 ſteht S. 140—142 eine etwas breite Ausführung einer erotiſchen Situation. Ich zitiere im folgenden nach der zweiten Auflage.

3) Der Katalog des Britiſchen Muſeums hat nur das Original in der zweiten Auflage, das „engliſche Exemplar" von 1859 iſt erwähnt „Gibt es einen lebendigen Gott" 1, 217.

4) Dobbriner S. 96 meint: „Das Schickſal von Eritis sicut Deus erklärt ſich nicht aus im Werke ſelbſt liegenden Mängeln, ſondern aus äußeren Umſtänden. Seine Anonymität ſchadete ganz beſonders." Es iſt doch was Schönes um die Ahnungsloſigkeit! Hätte man 1854 gewußt, daß nicht irgend ein bekannter Gegner der Verfaſſer war, man würde ſich nicht eben darüber aufgeregt haben.

gegen Bertrams ungestüme Werbung, gegen Madelaines Intrigue usw., in einem religiös gleichgestimmten Mann finden würde, den findet Elisabeth in ihrem Robert nicht. Aber im dritten Bande kommt's stärker. Das sentimentale Ende von Elisabeths Lebensgang ist sehr konventionell und psychologisch unwahrscheinlich, so recht nach dem Muster von Rühr-Dramen und -Romanen, wo Geisteskranke auf einmal zu sich kommen: „Wo bin ich?" usw. Recht grell und pastos sind die zwei Schlußbilder: ein Traum Roberts von einem sakrilegischen Teufelskult und ein Blick in den Christenhimmel, wo Vater Händel sonntäglich die Orgel meistert. Allein auch hier ist eine naheliegende Trivialität vermieden: die des christlich bleibenden treuen Weibes, das der rohe Gatte mit Füßen tritt — nach bekannten Mustern. Robert ist, wie später zu zeigen sein wird, tief gesunken. Aber seine Frau auch. Nicht moralisch, was man so nennt; echt weiblich: mit der physischen Kraft und der gemütlichen Intaktheit ist ihr auch die Lust und Fähigkeit zu sündigen — was sie auch zuvor nicht getan hatte, aber auf dem Punkte war zu tun — verloren gegangen; als gegen Schluß Bertram wiederkehrt, ist nicht nur er selbst geläutert, sondern er findet auch in der Geliebten keinen Anlaß mehr, sie zu der Seinen zu machen. Wohl aber hat Elisabeth (bis zu der sehr unvermittelten Schlußwendung) allen Glauben an sich, an die Welt, an Gott verloren; sie ist ein ausgebrannter Vulkan. Hierin liegt richtige und wahre Beobachtung, mag die Ausführung so viele Fehler haben als sie wolle; wie denn überhaupt Elisabeth wohl die bestgezeichnete Figur des Ganzen sein und manches Erlebte an sich haben wird.

Also ein religiöser Tendenzroman. Aber es gab deren mehr und solche, wo das stärker, ausschließlicher und besser hervortrat.

Die Aufnahme war nach der Richtung der einzelnen Zeitschriften und Kritiker verschieden[5]). Von Interesse ist besonders, was die angegriffenen Freisinnigen sagen. Der, wie wir sehen werden, vor allem angegriffene

5) Wenke hat das wichtigste notiert, und es wird heute nicht mehr lohnen, dem einzelnen weiter nachzugehen, so interessant es sein könnte, besonders in Beziehung auf das von Parteileidenschaft mehr oder weniger getrübte Gesichtsfeld der Beurteiler. Dafür nur zwei gute Beispiele. Die „Süddeutsche Warte", Organ der Tempelgemeinde, also einer sehr positiven Richtung, fand doch mit dem klaren Blick ihres damaligen Leiters, der Roman sei nicht gerecht, denn daß der Held gerade durch seinen Unglauben herunterkomme, sei nicht motiviert; was aber nicht gerecht sei, sei auch nicht christlich. Dagegen äußert sich ein Mann, der literarische Autorität sein will, Wolfgang Menzel, in seinem „Literaturblatt" 1854 Nr. 3 fast ganz lobend; ihn reißt der Haß gegen Strauß, implicite gegen Goethe fort. Wie faunisch mag er gelächelt haben, als Strauß sich im Jahre 1848 ihm genähert und gefunden hatte, es sei mit dem alten Gegner am Ende gar nicht so übel zu leben (Strauß, Briefe S. 226; vgl. Menzel, Denkw. 323)!

Friedrich Viſcher hat, wie mir ſein Sohn bezeugt, den Roman gar nicht geleſen und ſich dabei auf einen Spruch Goethes berufen; immerhin vergl. Viſcher, Altes und Neues 3, 327. Um ſo mehr beſchäftigte man ſich im Kreiſe der Freunde mit dem Buch, vor allem mit der Frage nach dem Verfaſſer. Er mußte wegen der deutlichen Beziehungen auf Württemberg und die Tübinger Hegelianer ein Schwabe und ein Theologe ſein. Man verfiel[6]) hintereinander der Sache nach auf zwei Männer, denen man ſo etwas zutraute, aber beide haben beſtimmt erklärt, daß ſie keinen Anteil hätten. Daß der Roman keinen Verfaſſer, ſondern eine Verfaſſerin habe, konnte man am Schluß angedeutet finden[7]); es war auch alsbald die Rede davon, ſo ſchon in einem Brief Baurs, und es ſcheint zu ſeltſamen Vermutungen gekommen zu ſein[8]); aber die Idee wurde wieder fallen gelaſſen. Erſt in den ſiebziger Jahren wurde die Verfaſſerin öffentlich bezeichnet[9]) und iſt ſeither urkundlich belegt.

Die Verfaſſerin hieß Wilhelmine Canz. Sie war am 27. Febr. 1815 zu Hornberg geboren als Tochter eines Arztes, der frühe ſtarb. Nach ſeinem Tode kam ſie 1824 mit der Mutter nach Tübingen. Nach einem Jahrzehnt kam ſie in die Baar, wo ihr Bruder eine Pfarrei erhalten hatte, ſpäter mit demſelben an den Kaiſerſtuhl. Endlich 1855 wurde ſie Leiterin des Mutterhauſes für evangeliſche Kleinkinderpflegerinnen in Groß-Heppach bei Waiblingen. Hier hat ſie volle vierzig Jahre gewirkt und iſt nach längerer Krankheit daſelbſt am 15. Januar 1901 geſtorben.

Über die Entſtehung ihres Romans kann man in ihren eigenen ſpäteren Veröffentlichungen ſich Rats erholen. Sie heißen „Aufſchlüſſe über Eritis sicut Deus“, Bremen und Leipzig 1860 (Ende 1859), immer noch anonym, und, mit ihrem Namen: „Gibt es einen lebendigen Gott?“, zwei Bände, 1896 f., durch die Hand eines befreundeten Pfarrers zum Druck befördert, im weſentlichen Selbſtbiographie[10]). Später iſt vor

6) So auch Ed. Zeller in ſeinen Anzeigen der beiden Auflagen, in Prutz' Deutſchem Muſeum und in Briefen an Baur.

7) „Iſt viel oder wenig in der Form und Ausführung gefehlt, ſo mögen die Kunſtrichter bedenken, daß ihr Maßſtab nicht angelegt werden kann, wo die kleine Kraft von Weibern und Kindern und Narren ſich regt“ 3, 584.

8) Im Katalog des Britiſchen Muſeums iſt „M. Schwab“ angegeben, d. h. Guſtav Schwabs Schweſter Marie.

9) C. Mezger, „Die Verfaſſerin von Eritis sicut Deus“, Im neuen Reich 1876, 2, 1026—1030. Der Verfaſſer nennt den Namen nicht, gibt aber eine Anzahl von lokalen Notizen, die zeigen, daß er genau unterrichtet war. Übrigens tadelt er zwar die Tendenz, lobt aber die Erzählung an ſich.

10) Weiterhin, ſoweit nötig, als „A.“ und „G.“ anzuführen. Eine Schrift von 1901 „Immanuel, Gott mit uns“ habe ich nicht finden können; ſie iſt auch für unſer Werk nirgends angeführt.

allem Wenke der Sache näher nachgegangen, und wir sind genügend unterrichtet, so daß ich mir eigene Nachforschungen über diesen Punkt erspart habe.

Durch ein Zitat aus dem Vortrag eines der Vertreter Junghegelscher Richtung will W. C. innerlichst empört und von einer göttlichen Stimme getrieben worden sein, den Roman zu schreiben. Auch während der Arbeit bekommt sie solche Ermahnungen „Du mußt"; ja ihr späteres zweibändiges Werk tritt auf als ein Gottesbeweis des Geistes und der Kraft, aus dem Roman und aus ihren späteren Schicksalen geführt[11]). In den Jahren 1843 und 1844 wurde das Werk begonnen, Elisabeths Tagebuch fast ganz fertig geschrieben; der dritte Band kam zuerst dran und von ihm wie vom ersten war viel fertig, als eine siebenjährige Pause eintrat[12]). Nach dieser wurde dann das Werk 1851—1853 vollendet. Wegen seines Erscheinens hatte sich W. C. erst an Johann Peter Lange in Zürich gewandt[13]), dann an Viktor Aimé Huber, der es denn auch im Rauhen Haus unterbrachte.

Gegen die Angabe der Abfassungszeit und der mehrjährigen Pause dürfte im allgemeinen nichts einzuwenden sein. Seltsam ist nur, daß der dritte Band schon 1843 f. zum größeren Teil geschrieben sein soll, da er doch Sachen aus den Jahren 1845 bis 1848 f. enthält. Freilich, auch dafür hat W. C. eine Erklärung: „Als ich später (nach sieben Jahren), nachdem ich die Erfüllung dessen, was ich dort vorausgeschaut, in den Jahren 1848 und 1849 selbst hatte mitansehen und miterleben müssen, diese prophetischen Worte wieder zu Gesichte bekam, mußte ich mich selbst gar sehr wundern[14])." Vorausgeschaut also waren die Sachen, inspiriert, und damit hört jede Kritik auf. So lange man aber inspirierte und nichtinspirierte Sachen nicht an einem für jeden sichtbaren Merkmal unterscheiden kann, wie Äpfel und Birnen, müssen wir uns schon die Freiheit nehmen, in solchen Dingen nach rein menschlichen Kriterien zu urteilen.

---

11) Es könnten genug Wendungen angezogen werden: „ein starker Held hat die Feder geführt" G. 3, 148 u. dgl.; ich begnüge mich, den Schluß von A. 97 anzuführen: „Gott wollte es — Gott hat's getan."

12) A. 40 ff. G. 1, 128.

13) „Das fertige Manuskript schickte ich an Professor Lange, damals noch in Zürich. Dieser schrieb der Verfasserin entschieden geniale Begabung zu, meinte aber, ich lasse die Hauptperson des Romans [= ?] »zu tief fallen«. Nun, es konnte und sollte nicht meine Hauptabsicht sein, etwas ästhetisch Schönes zu geben; mein Programm war ja, zu zeigen, »wohin das führen könne,« nämlich der Abfall vom lebendigen Gott." G. 1, 128 f. S. später mehr.

14) A. 42.

Betrachten wir den Roman nach seiner künstlerischen Mache, so ist ein stark ausgeprägter Dilettantismus nicht zu verkennen, wie er zumal in jener Zeit einer zerstückelteren Bildung des weiblichen Geschlechts bei einer Verfasserin sehr begreiflich ist. W. C. hat, wie wir wissen, nicht wenig gelesen und dabei wohl aufgemerkt, sie hat sich für Dichtung, Theater, Musik interessiert und sich davon angeeignet, was sie konnte. Sie war 1834 f. längere Zeit in Stuttgart und hat dort das Theater, besonders die Oper, gerne besucht; manches Musikalische mag sie in Tübingen durch Silchers Musikverein zu hören bekommen haben. Es ist nun echte Dilettantenmanier, daß sie uns solche Dinge in breiterer Form oder kürzer gefaßt auftischt, wo sie irgend kann. Man hat immer wieder den Eindruck der Reminiszenz, des Dagewesenen, das, passend oder unpassend, angebracht werden muß, statt aus der Sache und ihrem Bedürfnis herausgewachsen zu sein. So schreiben höhere Schüler oder auch Töchter ihre erzählenden oder dramatischen Versuche; aber auch höher hinauf kann man solches äußerlich aufgeklebte Beiwerk beobachten. W. C. konnte Ähnliches in den vor E. s. D. erschienenen Erzählungen des Landsmanns Reinhold Köstlin finden, der bei seinem großen Talent sich leider die Zeit zum Ausreifen seiner Sachen nicht genommen hat[15]).

Dazu kommen viele, öfters eng gehäufte Geschmacklosigkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten, was man künstlerisch mit dem unersetzten Fremdwort „Eruditäten" bezeichnet, roh, unverdaut gebliebene Brocken. Zu den ärgsten gehören die Giftmorde und Mordversuche im dritten Band. Extreme Äußerungen der Leidenschaft und raschester Stimmungswechsel sind etwas Alltägliches, auch zwischen Männern[16]). Ein überspannter Übermensch will fliegen, fällt zu Boden und zerstößt sich die Nase[17]). Ein ganz toller Unsinn, auch bei einem von der Vergiftung langsam Genesenden, ist der Teufelskonventikel Roberts am Schluß des dritten Bandes. Recht unwahrscheinlich ist die Art, wie Elisabeth im zweiten Band mit dem Feuer spielt und Robert mit der Selbstgewißheit eines Simpels zusieht; noch mehr die Komödie mit dem Apfel, wo wir uns vorzustellen haben, daß ein paar schöne Damen, schon zuvor nicht ohne Eifersucht aufeinander, sich dazu hergeben sollen, das Urteil des Paris

15) Wenke 63 berichtet, Wichern habe gesagt: „Wenn jemand dies schreiben kann, dann ist es keine Dame mehr"; im Gegenteil!

16) „Derbe Ohrfeige" zwischen Freunden 2, 22; Robert küßt den galvanischen Apparat, der seine Frau gerettet hat 2, 371 (2. Aufl.); Knebelung 3, 482; Kampf zwischen Elisabeth und Sannchen 3, 493. Von den Betrunkenheiten Roberts wird später zu reden sein.

17) 3, 330.

(wenn auch nicht in puris) über sich ergehen zu lassen; wobei es gleich übel ist, ob sie den Ausgang vorauszuwissen glauben oder nicht. Ein bloßer Stilfehler ist es, wenn Robert und Elisabeth noch im dritten Bande „der junge Mann", „das junge Paar" heißen, wenn sie's auch den Jahren nach noch sind. Daß Elisabeth einem armen Bauern im Angesicht seines Drängens eine Banknote in die Hand drückt[18]), was ihm erst nichts hilft, ist recht schön, sieht aber einer durch irische Pächtersgeschichten erregten Phantasie ähnlicher als einer klaren Erwägung psychologischer Wahrscheinlichkeiten. Elisabeth soll ihrem Manne vor seinem Freunde einen Kuß geben[19]). Gehäuft sind die Extravaganzen bei dem Ausflug nach dem Lichtenstein[20]). Man geht zu Roß und zu Wagen dorthin, Madelaine auf einem feurigen Pferd. Es zeigt sich, daß der Schloßherr ein Kunstfreund ist, und plötzlich improvisiert die Gesellschaft, die meisten prima vista, eine Aufführung der Montecchi und Capuletti, zu der sich auch der allen Schwierigkeiten gewachsene Klavierbegleiter findet. Auf dem Heimweg besteigt Elisabeth, die nur einmal ein Pferd geritten hat, Madelaines Pferd — ob sie denn ein Reitkleid an hat, wird nicht gefragt —, das alsbald mit ihr durchgeht und sie abwirft, wobei eine erste Mutterhoffnung vernichtet wird. Wie Robert abends heimkommt, fährt ein Studentenhund auf ihn los und verletzt ihn, der aus Versehen in das falsche Stockwerk geraten ist und sich dort unter dem Bett aufgehalten hat[21]). Auch an andern starken Situationen und an dem bekannten deus ex machina fehlt es nicht. — Man muß freilich beifügen, daß mancher starke Tabak auch bei andern damals gelesenen Erzählern geraucht wird, von Tieck oder Hoffmann abgesehen auch wieder bei Reinhold Köstlin.

Eine Frage mußte sich nun erheben, nachdem man von der weiblichen Autorschaft Kenntnis bekommen: wie stellen sich dazu die Wahrnehmungen über den Bildungsstand, den der Roman verrät? Es fehlt nicht an kleinen Versehen, die füglich auch einem Manne begegnet sein könnten: die konsequent festgehaltene Schreibung „Madelaine" könnte auch einem Stiftler passiert sein, besonders wenn wir die minimalen Kenntnisse des Französischen erwägen, die aus den niederen Seminaren öfters mitgebracht wurden; ebenso zwei Suevismen: „um dieses Bagatells willen" 2, 147 und das mehrfach gebrauchte „wirklich" für „gegenwärtig"; oder ein falsches Zitat wie „Was ewig im Gesang soll leben, das muß im Leben

18) 3, 18.
19) 2, 257.
20) 1, 434 ff.
21) 2, 338 f., 370 f.

untergehn“ 2, 247; eine Schreibung „Paläſtrina“ 3, 59; oder die „ſieben Worte Jeſu am Kreuze von Händel“ 2, 421, ſtatt von Haydn, was bloß, wie das früher über die Bellini-Improviſation berichtete, auf nicht allzu große muſikaliſche Feſtigkeit hinweiſt. Schlimmer iſt anderes und von einem Mann mit klaſſiſcher Bildung ſchwer zu erwarten: „die cosniſche Venus des Praxiteles“ 1, 65; „Euridice“ 2, 47. 419; „Caſſinos“ 3, 126; „Heufiſch“ für „Haifiſch“ 3, 335; „mit dieſem Ingredienz“ 3, 394.

Auf der andern Seite ziehen ſich beſonders durch die zwei erſten Bände eine Reihe von Geſprächen oder beſſer Wortgefechten zwiſchen den philoſophiſchen Freunden, die zwar im ganzen bedeutungs- und witzlos ſind und die Schlagwörter des Hegeltums mit wenig Geiſt zu Tode reiten, die aber doch eine Kenntnis dieſes Wortſchatzes zeigen, wie ſie bei einer Frau wenig wahrſcheinlich iſt. Man hat deshalb wohl von männlichen, natürlich theologiſchen Beihelfern oder auch Hintermännern geredet. Daß ſich ein ſolcher beſtimmt dazu bekannt hätte, wüßte ich nicht[22]). W. C. erzählt, ſie habe, nachdem ſie den höheren Auftrag erhalten, das Werk zu ſchreiben, manches von den Schriften der Gegner geleſen. Ebenſo bezeugt ſie den gelegentlichen Beiſtand ihres Bruders, der Pfarrer und vom Hegelianismus zur Gläubigkeit übergegangen war; auch an Huber läßt ſich denken und vielleicht noch an andere. Möglich, daß ein im Mai 1890 von Guſtav Hauff an Wilhelm Lang geſchriebener Brief[23]), den dieſer ſechs Jahre ſpäter an Richard Weltrich, den Schüler und Verehrer Viſchers, weitergab, auf eine Spur hilft; ich verdanke die Kenntnis davon Herrn Dr. Falkenheim in München, der aber ſelber den indirekten Charakter ſeiner Quelle betont. Hauff ſchreibt: „An dem Werke hat der [ſpätere] Bonner Theolog J. P. Lange mitgearbeitet. Lange pflegte in Stuttgart bei Profeſſor Kern zu wohnen, mit deſſen Frau er verwandt war. Von Kern erhielt er viele Briefe befreundeter Tübinger Männer

22) Biedermann (ſ. u.) S. 75: „Alle haben die Ehre der Vaterſchaft abgelehnt; nicht alle ebenſo beſtimmt die der Gevatterſchaft.“ Wen er alles meint, iſt mir nicht klar geworden.

23) Das Original des Briefs hat ſich nicht finden laſſen. Der Pfarrer Guſtav Hauff (1821—1890), welcher ſelbſt die Sache aus einer Mitteilung von Wilhelm Zimmermann (1807—1878) hatte, war ein Mann von viel Wiſſen und Geiſt; als Nachbar Zimmermanns (H. in Ohmden, Z. in Owen) hatte er 1872—1880 gewiß oftmaligen Verkehr mit ihm. Zimmermann ſelbſt konnte als Compromotionale von Viſcher und Strauß wohl unterrichtet ſein; jedenfalls iſt er eine ſelbſtändige Quelle, denn daß er etwa durch einen von beiden oder durch andere ihres Kreiſes erſt nach dem Erſcheinen des Romans Kunde bekommen hätte, iſt wenig wahrſcheinlich; mindeſtens zu Strauß hatte er, indeſſen Märklin nicht ſehr gut behandelt, ſchwerlich mehr nähere Beziehungen. Über den Nachlaß des kinderlos verſtorbenen Hauff habe ich nichts erfahren können.

zum lesen, aus denen er sich vor Bettgehen auf seinem Zimmer ganze Stellen abschrieb. Vermutlich rühren von Lange die philosophischen und ästhetischen Partien des Buches her; er hatte in einer Zeitschrift eine ungünstige Beurteilung der Schrift Vischers über das Erhabene und Komische veröffentlicht."

Heinrich Kern, der Compromotionale und lebenslängliche Verehrer von Strauß[24]), war seit 1845 Professor am Stuttgarter Gymnasium; daß er durch seine Frau mit Lange verwandt war, ist offenbar richtig. Ich vermag aber das, was über Langes Mitarbeit gesagt wird, weder zu bekräftigen noch zu widerlegen. Die Anzeige von Vischers Arbeit stand 1840 in den Berliner Jahrbüchern und ist in Langes Vermischten Schriften, Band 3, zu finden. Sie ist aber voll Lob und bedauert nur, daß sich ein so bedeutender Geist dem Pantheismus verpflichtet habe. In den drei starken Bänden von Langes Dogmatik habe ich ein paar Stellen gegen Baur und Strauß gefunden, über Vischer gar nichts. Seine Polemik erscheint in der Form durchaus gemessen; spezielle Anklänge an E. s. D. habe ich nirgends gefunden. Damit ist gewiß die Möglichkeit seiner Mitarbeit nicht ausgeschlossen. Was W. C. an der früher angeführten Stelle über ihn sagt, würde zu seiner mehr gemäßigten Art stimmen; irgend etwas Positives ergibt sich weder für noch gegen die Annahme, denn wie sie dazu kam, sich an Lange zu wenden, hat sie uns vorenthalten. Ob ein genaueres Studium von Langes Schriften, zu dem mir jede Möglichkeit gebricht, weiter führt, mag ein andrer untersuchen, wenn er Lust hat. Vorerst kann ich nur sagen: wenn nicht doch noch eines Tages aus irgend einem Nachlaß eine Stimme aus dem Grab uns genauer belehrt, so bleibt die Annahme möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß das Wesentliche in dem Roman von W. C. selbst ist[25]).

Jedenfalls darf das gelten für die Hauptfrage, ob der Roman Beziehung auf bestimmte Personen und Umstände nimmt, auf welche und

24) Strauß, Märklin, Kap. 2.

25) Läßt sich doch auch in G. zwischen der eigentlichen biographischen Darstellung der eigenen Jugend und den die größere zweite Hälfte füllenden Tagbuchblättern ein starker Unterschied finden: dort eine einfache, im ganzen gar nicht üble Erzählung, hier eine monotone, auf die Länge ungenießbar werdende Schreiberei in der Sprache Kanaans — beides von derselben Schreiberin, aber unter verschiedenen Umständen und mit verschiedenem Zielpunkte geschrieben. Ein in der philologischen Kritik wohlbewährter Forscher hat an mehreren Stellen des Romans Inkongruenzen und Spuren verschiedenen Ursprungs zu finden vermutet, aber mit dem Zusatz, daß hier nicht zu irgend einer Sicherheit zu gelangen sei. Auch die Unterbrechung der Arbeit durch längere Zeit oder Zeiten kann ihr Teil daran haben.

in welcherlei Weise. Dobbriner möchte das, W. C. folgend, wegstreiten. Alle früheren, zuletzt Wenke, haben es geglaubt. Man muß bei uns in Württemberg, insbesondere in Tübingen, viel von Einzelheiten gewußt oder auch nur zu wissen geglaubt haben, was sich jetzt nicht mehr feststellen läßt, während man andrerseits heute, da alle Beteiligten tot sind, freier reden kann. Was ich gebe, stammt wesentlich aus eigener Kenntnis und diesen und jenen persönlichen Erkundigungen. Das wichtigste steht bei Wenke, einiges in den Darstellungen von Hausrath und von Biedermann, die ihm entgangen sind[26]).

Die Universitätsstadt, die den Schauplatz der zwei ersten Bände bildet, ist ganz deutlich Tübingen. Romantische Lage, unregelmäßige Bauart, Mangel moderner Eleganz; Blick auf den Neckar und die Alb, davor auf den Galgenberg; geringer Wein[27]): alles stimmt.

„Lederburg"[28]), der Schauplatz des dritten Bandes, ist Ludwigsburg; „eine schöne, freundliche Stadt mit breiten Straßen und bequemen Häusern", mit Garnison; der Held hat dort seine erste Bildung empfangen[29]). Die Residenz ist nahe[30]).

In Tübingen hat W. C. bis 1835 eine Anzahl von Jahren gewohnt. Damals waren Baur, Vischer und Strauß schon dort als vielgenannte Männer: diejenigen, die am allerzweifellosesten in dem Roman vorkommen.

Im Mittelpunkt steht Robert Schärtel, in dem — ich muß es deutsch sagen — kein denkender Mensch Friedrich Vischer verkennen kann. Sein Übername „Schartenmaier" war der Welt längst bekannt; sein 1847 geborener Sohn heißt Robert, während das unglückliche Kind im Roman Robert Friedrich heißt, also den Namen des Vaters dazubekommen hat. Die äußere Erscheinung stimmt: „Er hat ein scharf geschnittenes, edles

---

26) Hausrath, Richard Rothe Bd. 2, S. 278 ff.; Biedermann, Der religiöse Roman, in seinen Ausgewählten Vorträgen und Aufsätzen, S. 51 ff.

27) 2, 35. — Wenn Elisabeth vorher in Ulm gewohnt hat — welches nicht genannt, aber als Garnisonsstadt und Grenzstadt an einem größeren Fluß, mit Alpenfernsicht und leichter Verbindung mit München deutlich gekennzeichnet ist —, so hat das nichts zu bedeuten. Keine der Persönlichkeiten, die wir in E. s. D. zu suchen haben, hat irgend etwas mit Ulm zu tun; es ist nur die schon erwähnte, etwas schülerhafte Neigung, überall Anknüpfungen an etwas Wirkliches zu brauchen.

28) Wenn der Name erst aus der zweiten Periode der Entstehung des Romans stammt, so kann er durch den Namen „Grasburg" in Kerners Bilderbuch (1849) angeregt sein.

29) 3, 1.

30) 3, 31. Nah liegt auch „Kornstett" 3, 162 = Korntal, und das nicht genannte Dorf, wo die Schlußwendung eintritt.

Profil, eine hohe Stirne, blaue Augen und ganz hellbraune, lockige Haare. Etwas größer als der Onkel, ist er freilich nicht groß genug zu einer ‚hohen edlen Gestalt', wie bei uns alle Helden sie haben müssen." „Unser Held trug einen starken Backenbart, der ins Rötliche stach[31])." Er ist früher in Norddeutschland, auch in Italien und Griechenland gewesen[32]): Vischer war 1832 f. in Göttingen, Berlin usw., in Italien und Griechenland 1839 f. Vischer hatte einen Bruder, der Pfarrer war und von dem er getraut wurde, wozu er erst kurz vor der Hochzeit erschien; man vergleiche 1, 174, 181. Robert gefällt sich in einem stets gewählten Anzug 2, 38; zieht den Frack widerwillig an 1, 184: man weiß, welche Empfindungen und Reformgedanken Vischer über die Männertracht hegte[33]). Schärtel ist Ästhetiker. Für Musik hat er keine Begabung 1, 131. 3, 69: wie Vischer; um so mehr für bildende Kunst. Er empfiehlt Kopien guter alter Werke 1, 367, wie Vischer in dem Aufsatz über die Sammlung Rambour, eifert gegen das Nazarenertum, überhaupt gegen moderne Heiligenmalerei 1, 389 ff. 3, 273 f., wie Vischer in demselben Aufsatz und dem über Overbecks Triumph der Religion. Er hat wie Vischer eine „Vorliebe für große, stolze Frauengestalten" 1, 201; wovon noch später. Er hat seinen Verleger in der eigenen Universitätsstadt (Fues) und plant ein großes Werk, das der Welt viel Neues sagen soll. Einzelne Anklänge an Schriften Vischers fehlen auch nicht, wovon später noch gelegentlich. Vor allem ist das, was über die „Inauguralrede" gesagt ist, ganz auf Vischers Antrittsrede gemünzt.

Daß das alles ein Zufall sei, wird niemand behaupten, der die Dinge ein wenig kennt und überblickt. Dobbriner bringt es fertig. Er kann sich freilich auf W. C. berufen, welche sagt, die Figuren des Romans seien Typen, sie habe die betreffenden Männer nicht gekannt usw., was sie mehr orakelnd als mit ganz unzweideutigen Worten vorbringt. Wem das Angeführte nicht genügen sollte, dem möge der Brief von W. C. an V. A. Huber vom 10. Mai 1844, also aus der allerersten Zeit der Arbeit, reden, den Wenke S. 77 anführt: „Als Held meiner Novelle

31) 1, 55. 3, 503.

32) 1, 77. 248.

33) Vgl. Wenke 79. Bei dem fortschrittlichen Schneider und seiner Rede 3, 83 (vgl. 87) kann man schwer umhin, an Vischers Tübinger Schneider Riethmüller (vgl. Strauß' Briefe, S. 54) zu denken, der in Beziehung auf Strauß' neuerschienenes Leben Jesu, wie ich aus Vischers eigenem Munde weiß, äußerte: „Sondern das versteht ihr nicht! Von wegen der Bevölkerung muß immer etwas Neues kommen. Jetzt, wo hat mer vor zwanzig Jahr en Baura mit ama Regeschirm gsehe?"

mußte mir Viſcher in Tübingen, deſſen Eigentümlichkeiten ich zufällig kenne, dienen.“ Iſt angeſichts deſſen ein Wort weiter nötig[34])?

Im dritten Band verändert ſich ja nun der Schauplatz. In Einzelheiten gehen die Beziehungen auf Viſcher fort, wie ſchon gelegentlich zu zeigen war; auch noch in Beziehung auf die anfängliche Stellung zum Deutſchkatholizismus. Wenn aber Schärtel in Lederburg Profeſſor für alte Sprachen wird, ſo iſt hier an Viſchers Stelle Strauß getreten, der nach ſeiner Entlaſſung als Stiftsrepetent im Sommer 1835 als Profeſſoratsverweſer in ſeine Vaterſtadt Ludwigsburg verſetzt wurde und im Herbſt 1836 dieſe Stellung ebenſo mit dem freien Schriftſtellerberuf in Stuttgart vertauſchte, wie das Schärtel nachher tut. Die mehrfach erwähnte Berufung nach Zürich, aus der nichts wird, iſt wiederum nicht die Viſchers, der erſt 1855 nach Zürich ging, als von E. s. D. ſchon die zweite Auflage gedruckt wurde oder war, ſondern die von Strauß 1839[35]).

Was iſt nun in dem Roman aus Viſcher geworden? Eine Figur von jämmerlichſter Haltloſigkeit, liebenswürdig nur im Glück, ſich ſelbſt wegwerfend, bald im Übermut, bald in der Verzweiflung, zwiſchen Extremen hin und her taumelnd, würdelos und taktlos; ungebildet im Ausbruch des Zornes, unmännlich im Unglück. Er liebt nicht nur die leiblichen Genüſſe, wovon mehr, ſondern er betrinkt ſich mehrfach, bis zum Lallen und Umfallen[36]). Das furchtbare Elend ſeiner Frau hindert ihn nicht, in nächſter räumlicher Nähe davon mit Sannchen bedenklichſte Kurmacherei zu treiben, Scheidungs- und Heiratspläne mit ihr auszuhecken. Während man ihm zuvor im Punkte der ehelichen Treue nichts nachſagen konnte, iſt es doch ein etwas eigenes Benehmen, wenn er im dritten Bande ſeiner Frau, die ſchon tief im Elend ſteckt, mitteilt, eine Jugendgeliebte, die ein Kind von ihm habe, melde ſich zur Unterſtützung und er denke groß genug von ſeiner Frau, daß ſie in eine ſolche willigen werde. Es geht aber ſchon im zweiten Band eine noch ſchlimmere Szene voraus[37]). Am Schluß einer Szene, wo Robert in Eiferſucht gegen Bertram auffährt und es zu einem Ringkampf kommt, in dem es der gewandtere Edelmann gewinnt, bricht Robert in Rührung aus, und plötzlich ſteigt in ihm der Gedanke auf, der dann freilich nicht zur Ausführung kommt: „Jupiter

34) W. C. reibt ſich auch noch in G. des öfteren an Viſcher und ſeinen ſpäteren Werken: G. 2, 5 f. 12. 23—25 (milde 2, 222), ſpeziell an dem „denkenden Präzeptor“; wann wird ein Weib eine harmloſe Parodie verſtehen?

35) 3, 359. 489. 500. 507. 555. Der „Freund B.“ 3, 507 iſt Biedermann, der 1850 ſchon Extraordinarius war.

36) 3, 195. 472.

37) 2, 292.

und Ganymed!", wonach die Verfasserin fortfährt: „Auch ein ästhetisches Experiment! Und da geschah es, daß wenigstens in Gedanken und Worten und im Einverständnis eines schandbaren Tauschhandels, in dem Elisabeth von Roberts Seite hingegeben wurde, sich auch an diesen hellenisch Geistesfreien die furchtbare Knechtschaft der Sünde bewährte," wozu auf Römer 1, 25 ff. verwiesen ist. W. C. hat uns später berichtet[38]), sie habe einmal, als sie nicht gewußt habe, wie weiter kommen, die Bibel aufgeschlagen und sei dabei auf die paulinische Stelle gestoßen; sie habe sich entsetzt und gesagt: „Herr, das darfst du mir nicht zumuten, das schreibe ich nicht;" aber der Befehl von oben sei geblieben und ihr Bruder habe erklärt, dann müsse sie gehorchen.

Man fragt sich: wie kommt jemand dazu, einer Romanfigur, in der er für jeden, der sehen will, ganz deutlich einen bestimmten Gegner zeichnet, so etwas unterzuschieben? Es ist vermutet worden, W. C. habe die Schilderung der empfindsamen Seminarfreundschaften in Vischers Artikel über Strauß im Auge gehabt[39]). Mag sein. Sie hat ja in Vischers Schriften gelesen und öfters darauf angespielt. So hat sie auch sonst das eine und andere von ihm verzerrt wiedergegeben. In der Schrift über das Erhabene und Komische sagt Vischer, Personen von unerschütterlichem Ernst ihrer Grundsätze seien achtungswert, aber zum Gesellschafter wünsche er sich den Mann, der im Leben diese Treue habe, „aber bei einem Glase Wein auch die tiefe Weisheit des Satzes zu schätzen weiß, daß alles einerlei ist". Wie schön menschlich diese Regung, wie leicht sie auch ins Christlich-Religiöse zu übertragen ist, merkt W. C. nicht oder will es nicht merken. Da haben wir ihn: ein sittlich indifferenter Genießer; und nun wird das „alles einerlei" ebenso zu Tode gepeitscht[40]), wie die Weinflasche immer wieder herhalten muß.

W. C. merkt aber auch nicht, wie wenig ihre Zeichnung gerade zu dem wirklichen Vischer paßt. Ein Genießer ist er gewiß nie gewesen, sondern ein harter, unermüdlicher Arbeiter, der den Genuß einer Tafelrunde zum Ausruhen suchte und nicht als Selbstzweck. Ich habe ihn nur als Mann strenger Mäßigkeit gekannt, und so war er gewiß auch früher. Nichts, gar nichts von einem Epikureer. Der Mann, der im Roman eine widerliche Küsserei coram populo hat, war der abgesagte Feind aller solchen Preisgebung innerer Triebe, vollends des Küssens unter Männern; und ich weiß, daß er auch in jüngeren Jahren in Vorlesungen sexuellen Dingen aus dem Wege ging. Er hat derbe Ausdrücke zur Kritik anthropo-

38) A. 56 ff. G. 2, 143.

39) Dazu und zum gleich folgenden s. Wenke 88 ff.

40) 2, 40. 289 („beim Glase Wein"), 3, 514.

morphischer Gottesvorstellungen brauchen können; im Roman ist er ein Mann der vulgären mäckernden Blasphemie, wie Leute, die keine höhere Bildung haben. Der haltlose, seiner selbst unmächtige Schärtel hat keine Gemeinschaft mit dem innerlich kämpfenden und ringenden Vischer, der uns dieses Ringen auch gerne miterleben läßt, nicht erst in „Auch Einer", sondern schon früher, der aber stets mit festem Entschluß und sicherem Bewußtsein sich so oder so entscheidet. Eins verdient noch bemerkt zu werden: die Ehedissidien Schärtels sind kein Abbild von Vischers Ehe und sollten wohl auch nie eines sein.

Vischer hat uns lange aufgehalten. Neben ihm tritt noch eine Anzahl anderer auf.

Zunächst der oben erwähnte Professor Fischmann, in dem man merkwürdigerweise Eduard Zeller hat finden wollen. Zeller sagt Baur gegenüber kein Wort davon, und ich kann auch keinen vernünftigen Grund dafür finden. Daß seine Frau eine Schweizerin ist und er früher in Bern war, wo Zeller von 1847 bis 1849 wirkte, ist doch höchstens eine jener armseligen mehr erwähnten Anknüpfungen an gewisse konkrete Dinge[41]). Vielmehr ist „Fischmann", der noch dazu Fritz heißt, nur eine zweite Hypostase Vischers und die Liebschaft mit Madelaine der schon erwähnten Vorliebe Vischers für Rasseweiber entnommen, die ja noch späterhin die Goldrun in „Auch Einer" geschaffen hat.

Der „Senior" in dem Kreis der Philosophen ist ganz deutlich Ferdinand Christian Baur[42]). Er ermahnt zur Zurückhaltung und redet, wobei es nicht ohne Indiskretionen abzugehen scheint, vom Tode seiner Frau, die 1839 gestorben war.

Der „Literat ******" und seine Frau sind Strauß und Frau. Strauß konnte kaum anders genannt werden als Literat. Agnese Schebest war ja eine der gefeiertsten Opernsängerinnen, besonders in Männerrollen gewesen, und als ihre Glanzleistung galt eben der Romeo[43]). Die Sängerin entfernt sich von ihrem Mann; Schauspielerin und Gelehrter passen eben nicht zusammen[44]). Dieser Literat ist nun eine recht farblose Figur. Obwohl Strauß in G. ebenso als Beispiel des Bösen zitiert

41) Biedermann, Vortr. u. Aufs. 74, meint, wenn Fischmanns Frau „Das Bauren-weib" genannt werde, so sei das eine Anspielung auf den Namen Baur. Es heißt aber nicht so, sondern „**Bauern**weib" 1, 267. 2, 401, „Bäuerin" 1, 322 f., und zwar in beiden Auflagen.

42) 1, 209. 212 ff. 224. 2, 382.

43) In dieser Rolle war sie von Strauß und von R. Köstlin besungen worden. Ob W. E. sie in derselben gehört hat, ist zweifelhaft; 1834 f. war A. Schebest nicht in Stuttgart, sondern 1837 f. und 1842.

44) 2, 110.

wird — und wie sehr galt er dafür gerade nach dem Erscheinen des Lebens Jesu! —, so kommt er im Roman ungerupft weg[45]). Man kann da und dort beobachten, daß positive Theologen für Strauß (wenigstens vor dem dritten Hutten-Bande, den Halben und Ganzen und dem alten und neuen Glauben) mehr übrig hatten als für Vischer. Kein Wunder: der Strauß des Lebens Jesu und der Glaubenslehre war der Mann der negativen Kritik, der gegenüber das Bedürfnis nach etwas Positivem leichter zu betonen war als gegenüber dem positiveren, idealistischeren Vischer. An diesem Punkt am meisten glaubt man eine theologische Hand spüren zu können; aber das Indizium reicht freilich nicht aus[46]).

In dem Freundeskreis Roberts scheint eine reine Erfindung, mindestens auf keinen der Welt bekannt gebliebenen Mann deutend, der Jurist Siegwart, genannt Falstaff, groß, dick, materiell, im dritten Band Volksaufwiegler. Interessanter sind zwei andre: der Philosoph Schwäberlein und Eberhard, genannt die „Substanz". Bei jenem denkt Hausrath[47]) an den Philosophen und Ästhetiker Karl Köstlin „mit seinem berühmten schwäbischen Dialekt". Allein dieser wird wohl dem Badenser mehr aufgefallen sein als unsern eigenen Landsleuten. Ein „etwas scharf gezeichnetes Gesicht" kann man von Köstlin auch nicht aussagen, ebenso keine dünne Tenorstimme[48]). Vielmehr weist der Name der nicht besonders hervortretenden Figur auf Schwegler hin, und beweisend ist, was am Schluß gesagt und wohl schon im ersten Entwurf vorhanden gewesen ist: „Schwäberlein mißt in Italien den Grund, auf dem die alte Roma gestanden, und ist darum unsern Blicken entschwunden[49])": Schwegler war 1846 in Italien, besonders in Rom, und erdachte seine römische Geschichte, besonders um Roms Topographie bemüht. 1857 ist er gestorben, nachdem der Roman schon in beiden Auflagen erschienen war.

45) Der Literat hatte „für die gute und geordnete Führung der Haushaltung sehr viel Sinn"; „es gab Leute, die wollten ihn geizig schelten; aber man darf nicht alles Böse glauben" 1, 418.

46) Für eine Beteiligung Langes kann es auch nicht geltend gemacht werden, eher dagegen.

47) R. Rothe 2, 280.

48) 1, 215. 416. Die hohe Stimme würde auf Friedrich Reiff (1810—1879, 1837 Repetent, 1840 Privatdozent in Tübingen) passen, der Hegelianer war und nach einer mir gewordenen Mitteilung für einen der im Roman Gezeichneten galt — vielleicht nur Verwechslung mit Schwegler, dessen helle, etwas hohe Stimme sein Biograph ausdrücklich erwähnt.

49) 3, 582. Vgl. Teuffel, Studien und Charakteristiken (1. Aufl.) S. 507. Daß Schärtel und Schwäberlein zugleich Professoren werden, trifft für Vischer und Schwegler nicht zu, aber auch nicht für Vischer und einen andern.

Eine große Rolle als Narr voll rätſelhafter Weisheit, als eine Art von Gnom, der wie aus dem Boden plötzlich da iſt, öfters als guter Geiſt und deus ex machina, ſpielt Eberhard. In ihm kann man, wenn man will, Karl Köſtlin finden, den Mann, hinter deſſen wunderlichem Gebaren viel Tiefſinn ſteckte. Er iſt allerdings für den Roman etwas jung, wurde 1849 Dozent, 1853 außerordentlicher Profeſſor; und jedenfalls wäre ſeine Figur ſtark, doch nicht ohne Wohlwollen karikiert: er ſchielt, kaut an den Nägeln, hinkt, ſchnitzt gerne Spazierſtöcke, iſt kein „Herr", wäre lieber Bäcker geworden, iſt aber, was wieder zu Köſtlin ſtimmt, muſikaliſch[50]); ebenſo würde auf ihn paſſen, daß ſeine ſpekulativen Anſchauungen ſich nicht mit denen des übrigen Kreiſes decken.

Andere Figuren treten nur gelegentlich auf. Juſtinus Kerner iſt unverkennbar in dem Arzt und Seelenforſcher K., bei dem Eliſabeth hätte untergebracht werden ſollen: ein alter, wohlbeleibter, behaglicher Mann, der viel mit der Geiſterwelt verkehrt hat; ſeine Poeſien zeigen eine tiefe Grabesſehnſucht; auch ſeine Aeolsharfen werden erwähnt. Neben ihm iſt von dem Profeſſor E. und ſeinen Kenntniſſen der Nachtſeite des Lebens die Rede[51]): natürlich Eſchenmayer. Ganz vorübergehend iſt „unſer Dichter" genannt, deſſen Geſang „ohne Wiederkehr verſtummt iſt"[52]): Uhland.

Außerdem noch Theologen verſchiedener Färbung. Gleich zu Anfang, was mehrere gegneriſche Rezenſenten als einen ſehr geſchickten Streich bezeichnen, um den Schein der Unparteilichkeit zu erwecken, ein zelotiſcher Pfarrer Schwerdtmann, der jeden weltlichen Genuß für Sünde hält. Nach einem Brief an Huber iſt auch hier eine wirkliche Perſon gezeichnet[53]), und zwar ſoll es der bekannte Ledderhoſe ſein. Ein Gegenſtück dazu iſt der „Romanpfarrer": Heribert Rau mit ſeinem Roman „Die Pietiſten"; er war 1848 und 1849 deutſch-katholiſcher Pfarrer in Stuttgart[54]). Im dritten Band erſcheint, wie angeführt, auch Johannes Ronge, aber ohne Verkleidung.

Es fehlt auch nicht an liberalen Pfarrern, die mit Schärtels Kreis befreundet ſind. Einmal ſehen wir ſie verſammelt[55]), darunter einen, der

50) 1, 216. 253. 350. 415; 2, 117 uſw.

51) 3, 418. 499. 557 ff.

52) 1, 125.

53) Wenke 87. Daraus geht hervor, daß jene Auffaſſung, es handle ſich hier um einen ſchlauen Kniff, doch wohl irrig iſt. W. E. iſt nie eine Verächterin der ſchönen Literatur und Kunſt geweſen oder geworden.

54) 3, 97 f. Wenke 86.

55) 3, 42 ff.

„in seiner Schrift unverkennbar den Pietismus mausetot geschlagen hat“: Christian Märklin, der erst vier Jahre vor Erscheinen des Romans gestorben war[56]). Diese liberalen Pfarrer machen mitunter üble Sachen, segnen Winkelehen ein u. dgl. Am stärksten treibt es der „Doktor und Pfarrer Titel, Landtagsmitglied eines andern deutschen Ländchens“, der Schärtel über die Gemütskrankheit der Elisabeth tröstet und sagt, da müsse man sich eben an andern Weibern schadlos halten, seine eigene Frau sei auch gemütskrank gewesen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß hier der Heidelberger Dekan Zittel vor uns steht, dessen Frau in der Tat gemütskrank war[57]).

Den Übergang zu den weiblichen Figuren kann der Maler Bertram, richtiger Otto Freiherr von Schussen, bilden. Er ist ein fränkischer Edelmann, von evangelischem Vater und katholischer, westfälischer Mutter, hat Ähnlichkeit mit Shakespeare und heißt bei den Studenten der Graf oder der gräfliche Maler. Nach einem Bericht von W. C. hätten andre darin den Grafen Schack gefunden, was sie zurückweist und was wohl auch grundlos ist[58]).

Nach einer Aussage Karl Köstlins (um 1890) galt der Maler und Kunsthistoriker Heinrich Leibnitz (1811—1889) für das Urbild Bertrams. Er war seit 1841 in Tübingen und mit Vischer nahe befreundet. Aber von konkreten Zügen stimmt gar keiner zu diesem Vorbild, und es ist sehr wohl möglich, daß gar keine wirklichen Beziehungen vorhanden sind.

Elisabeth ist als ganze Figur und im einzelnen erfunden. Daß sie die Tochter eines frühern Lehrers Roberts in B. mit Namen „Spermann“ ist, „des köstlichen Mannes, der so oft die Zielscheibe unseres Witzes war“, wie Robert einem Freund schreibt[59]), führt nicht weiter. B. kann nur Blaubeuren sein, und von Vischers Lehrern könnte der anekdotarisch fortlebende Ephorus Reuß gemeint sein. Aber für Elisabeth selbst könnte das, wenn es richtig ist, nur bedeutungslos sein. Ihre Figur, die durchdachteste des Romans, ist höchstens mit eigenen Erlebnissen der Erzählerin gelegentlich ausgestattet. Ebenso ist Madelaine gewiß freie Erfindung — oder nicht ganz freie, denn sie ist das bekannte

56) Minder wahrscheinlich Gustav Binder, der auch über den Pietismus geschrieben hatte; Strauß' Buch über Märklin (1850) hatte diesen weithin bekannt gemacht.

57) 3, 371 ff. Hausrath, Rothe 2, 278 f., was Wenke, s. o., nicht gekannt hat.

58) 1, 436. 2, 6. 242. 262. In G. 2, 198 erzählt W. C., am 28. Oktober 1892 sei ein Herr nebst Dame zu ihr gekommen, der ihr die Deutung auf Schack überbracht habe. „Er sei ein Schüler des großen Ästhetikers V. und sei daran, eine Geschichte der Tübinger Schule zu schreiben.“ Wer mag das sein? Ich habe an W. Lang gedacht, aber erfahren, daß er es nicht war.

59) 1, 116.

Überweib alter Herkunft. Daß Gutzkows Wally Patin geweſen iſt, mag man mit Wenke S. 95 annehmen; eine wirkliche Perſon ſchwerlich.

Dagegen trägt die Weltdame und Tochter eines Univerſitätsbeamten Frieda Auerheim[60]) dieſelben Anfangsbuchſtaben wie eine durch äußere Erſcheinung, Geiſt und muſikaliſche Begabung bekannte Tübinger, ſpäter Stuttgarter Dame. Wenn aber an ihr wenig Kritik geübt iſt, ſo iſt Sannchen eine um ſo üblere Perſon, und doch ſpielt ihr Name, wenn wir das S durch ein H erſetzen, deutlich auf eine früher gefeierte Tübinger Dame an[61]), wie ſchon Zeller gefunden und gerügt hat.

Was ſollen wir von dem allen halten? Das Verdikt „Tendenzroman" beſagt nichts. Vielleicht ſollte es ſolche überhaupt nicht geben; gibt es ſie aber, ſo muß einer, der ausführt, daß der Unglaube ins Verderben leitet, ſo erlaubt ſein wie einer, der das Gegenteil tut[62]). Es kommt lediglich auf das Wie an. Und zwar ſoll hier die künſtleriſche Seite nicht weiter verfolgt werden, ſondern nur die moraliſch-pſychologiſche. Wie ſind, müſſen wir fragen, die ſattſam erörterten Anknüpfungen an beſtimmte Perſonen einzuſchätzen? Die meiſten unter ihnen ſind gleichgültig und zeigen nur jene ſchon erörterte ſchülerhafte Armut, die überall einen Nagel ſucht, um ihre Bilder dran zu hängen. Aber mindeſtens die Figuren Schärtels und Sannchens, die Stelle über den Pfarrer Titel können damit allein nicht zurechtgelegt werden. Hier iſt übelſte Sorte der Beleidigung; die Berufung auf Inſpiration verfängt nicht und wäre von jedem Gerichtshof, vor dem etwa Viſcher geklagt hätte, als unerheblich übergangen worden; an dem bewußten animus injuriandi könnte man bloß bei einem geiſteskranken Verfaſſer zweifeln.

Nicht eben für geiſteskrank, aber für eine Perſon mit einem „Sparren" wird nun mancher geneigt ſein die Verfaſſerin zu halten und wird hinzufügen, daß die größte im Leben bewieſene Tüchtigkeit das nicht ausſchließe. Man wird von religiöſer Monomanie o. ä. reden wollen. Ob ſolche, welche inſpiriert zu ſein glauben, notwendig krank ſein müſſen, weiß ich nicht; es kommt auch darauf an, ob ſie nicht bloß vorgeben,

60) 2, 419 ff.

61) „Du gehörſt zweifellos zu den Schafen"; „ihre Schafsnatur"; „mich ein Schaf heißen" 2, 30 f.

62) Sollte am Ende Heyſe zu ſeinen „Kindern der Welt" durch E. s. D. gereizt worden ſein? Auch dort wird der Held vom Akademiker zum Lehrer einer Mittelſchule. Nach der Anſicht genauer Kenner Heyſes iſt, wie mir Herr Dr. Petzet mitteilt, kein Anhaltspunkt dafür zu finden. Gewußt hat Heyſe ſicher von E. s. D., denn der Roman muß in Franz Kuglers Haus geleſen und beſprochen worden ſein; Herr Dr. Falkenheim verweiſt mich auf Roſenkranz, Neue Studien II, S. XI.

inspiriert zu sein: wenn man vor dem Erscheinen schreibt, man habe Vischer zum Helden gewählt, hernach aber, man habe von den Herren vorher gar nichts gewußt — ich erspare mir den Nachsatz. Von einem recht bösen Zankeisen sagt wohl der Nachbar: die muß verrückt sein; ob es der Irrenarzt sagt, kommt auf den Fall an. Ich glaube, in diesem Fall wird er auf gesund erkennen. Es fehlt auch in dem späteren zweibändigen Werke von W. C. nicht an kleinen Bosheiten, nicht bloß gegen die Ungläubigen; daß solche den Kreisen, in denen sie lebte, fremd seien, wird man nicht behaupten wollen, und erst jüngst ist mir erzählt worden, man habe sich vor ihr mit seinen Worten sehr in acht nehmen müssen.

Die Rede, W. C. habe durch ihre lange und treue Wohlfahrtsarbeit ihre alte Sünde gut gemacht, kann man nicht gelten lassen. Beides liegt doch auf ganz verschiedenen Gebieten, und sie selbst hat noch in ihrem letzten Buch, also nach vierzig Jahren, in ebenso hohen Tönen von der göttlichen Mission ihres Romans geredet wie im Jahr 1860.

Die Verfasserin des Romans ist ein Weib, und zwar keins der modernen Öffentlichkeit, sondern eins von der alten Welt[63]). Darin liegt der eigentliche Schlüssel für ihr Gebaren.

Das Weib steht dem öffentlichen Leben, besonders dem Rechtsleben, ferne; wie es ja auch nicht juristisch, sondern moralisch zu urteilen pflegt, namentlich wenn es geistlichen Kreisen angehört, in denen eine latente und nicht einmal immer latente Opposition gegen das strenge Recht sehr beliebt ist. So hat es denn auch meist jene rein formellen Anschauungen vom Rechte, die im Volke sehr verbreitet sind. Fehlt es also einer Schrift wie E. s. D. an direkt beleidigenden Bezeichnungen oder ist, wie hier, der Schilderung des Helden — absichtlich oder nicht — dieses und jenes beigemischt, was nicht auf ihn paßt, so wird leicht die Ansicht entstehen, eine Beleidignng liege überhaupt nicht vor. Ein Mann wird aber zehnmal einen Mann wegen Beleidigung verklagen, bis er wegen des nämlichen ein Weib verklagt, und so wird sich beim Weibe leicht die Meinung festsetzen, dagegen geborgen zu sein[64]). Die Lust zum Beleidigen und

63) Man möge also im folgenden, wenn es nötig scheint, das Präsens durch das Präteritum ersetzen.

64) W. C. muß die Frage aber doch erwogen haben, wenigstens nach dem Erscheinen ihres Romans, ob man sie nicht verklagen könne; sonst würde sie nicht immer wieder versichert haben, die angeblich beleidigten Personen seien ihr unbekannt gewesen, was in Beziehung auf Vischer, wie wir sahen, gar nicht richtig war. Interessant ist auch A 87: „Sollte von einer richterlichen Behörde, bei der eine Klage eingegangen wäre, Auskunft verlangt werden, so ermächtige ich hiermit das Rauhe Haus in Hamburg, meinen Namen derselben zu nennen, und die weltlichen Gerichte mögen dann den Maßstab ihrer Gesetze an das Buch und diesen Aufschluß halten. Ich bin mit diesen

Verletzen an sich ist beim Weibe nicht geringer als beim Manne[65]). Man kann auch sagen: weil es gerade in höheren Fragen nach der Regel zu leben und behandelt zu werden gewohnt ist: Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeine, so mag die schließliche Reaktion dagegen leicht um so stärker sein.

Ferner: das Weib geht auf das Ganze. Relativistische Erwägungen sind ihm fremd; „schändlich oder würdig, bös oder gut". Den Mann wünscht es männlich, heroisch; wie es bezeichnend ist, daß Frauen selten sich für einen inaktiven Mann in Erzählung oder Drama erwärmen werden[66]), denn psychologische Erwägung ist ihre Sache nicht, so ist es bezeichnend, daß W. C. in Schärtel nicht einen energischen, konsequent bösen Quäler seiner Frau gezeichnet hat — der würde ihr vermutlich imponiert haben —, sondern einen haltlosen Schwächling. Das wird verstärkt durch ihre kirchliche Richtung, durch ihre Entfernung von der großen Welt. Zwischen Himmel und Hölle gibt es kein Drittes; daß die Ungläubigen zu den Böcken gehören, wird dem ländlichen Beobachter durch die Wirklichkeit oft genug nahegelegt, in Beziehung auf höhere, speziell gelehrte Kreise wird es um so lieber geglaubt, als man von ihnen, und nicht immer mit Unrecht, voraussetzen wird, daß sie ihrerseits die Gläubigen zu den Schafen im niedrigeren Wortsinne zählen. Für den entschiedenen Gläubigen der Sorte, zu der W. C. gehört, ist aber das Wort Gamaliels nicht gesprochen; er wird glauben, mit dem Schwerte des Herrn dreinfahren zu müssen, und das um so mehr, wenn diese Tat zugleich geboren wird aus dem finstern, vielleicht unbewußten Urgrunde des Neides gegen die, die im Lichte der modernen Aufklärung und Wissenschaft und,

---

weltlichen Gesetzen ganz unbekannt und kümmere mich auch nicht um dieselben, das ewige Gesetz in der tiefsten Brust und mein Befehl hat mir allein befohlen und diesem habe ich genügt. Dennoch werde ich — zwar nicht vor öffentliche Schwurgerichte mich stellen, aber doch, wenn die menschlichen Gesetze diesem ewigen Gesetz widersprechen sollten, die Strafen, die sie etwa über mich verhängen könnten, tragen. Sie werden's aber wohl bleiben lassen, gegen den Lebendigen anzurennen, das Schicksal, in Jesaias 56, Vers 16 angekündigt [falsches Zitat!], wär' ihnen gewiß."

65) Das Scheltenlexikon des Bauernweibs ist eher größer, sicher mehr benutzt als das des Bauern; ob nun hier der Geschlechtscharakter maßgebend ist oder die Tatsache, daß auch in ländlichen Kreisen der Mann sich frühe seiner Stellung in der Öffentlichkeit und der daraus fließenden Pflicht, sich in acht zu nehmen, bewußt wird: das braucht hier nicht erörtert zu werden. Trotz der in der Jugend reichlich empfangenen Einwirkungen literarischer und künstlerischer Art, welche der Roman zeigt, ist W. C. dem Kreise ländlicher Vorstellungen und Empfindungen immer angehörig geblieben; die Lektüre von G. zeigt das zur Genüge.

66) Werther, Der grüne Heinrich usw. usw.

wie man das nur zu gerne glaubt, in einem sybaritischen Wohlleben wandeln.

Nimmt man das alles zusammen, so wird man, ohne die Annahme psychischer Abnormität, die Ungeheuerlichkeit eines solchen Machwerks eher verstehen, den Zynismus psychologisch begreifen, der in einem solchen Versuche, den Gegner vom Stuhle zu stoßen, sich dartut.*)

*) Anm. Der im Jahr 1920 verstorbene Prof. Dr. Hermann v. Fischer hatte die Absicht, den oben gedruckten Vortrag (als selbständige Schrift?) erscheinen zu lassen. Da aber die Not der Zeit damals hinderlich war, blieb er bisher ungedruckt liegen. E.